

Nr. 253 Bromberg, den 4. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(4. Fortsetzung.)

Herrn Frixens freundliches Antlitz strahlte wie ein Stern in der Christnacht.

„Ich werd' ihm schon die Schotten und Brassen steifholen! Auf eine feine Art, versteht sich! Den Frechdachs will ich zwiebeln! Das soll mir eine besondere Freude sein. Ohne väterliche Autorität keine Ordnung in der Welt!"

Herr Frixen griff in die Tasche.

„Lassen Sie nur stecken! Das bringen wir ins Lot, wenn ich wieder in Hamburg bin. Monatlich zwanzig Mark. Sie sind mir gut dafür."

„Daß mir aber der Junge nicht etwa auf ein anderes Schiff läuft, in Valparaiso oder dort unten herum. Dann kommt er überhaupt nicht wieder."

„Nur keine Sorge! Dafür fährt er ja auf der Fortuna. Sie kriegen ihn wieder, aber kuriert! So wahr ich Jonni Kaphengst bin! Die Hand darauf!"

Als sie nach einer halben Stunde in holdester Eintracht aus der Kajüte traten, stand Mandus an der Leiter und zog die Mütze. Aber Jonni Kaphengst würdigte ihn nicht einmal eines Verachtungsblickes.

Der Abschied vom Vater vollzog sich in anerkennenswerter Kürze. Herr Frixen kletterte mit einem nicht allzu guten Gewissen in die Jolle, die unten gewartet hatte, und ließ sich eilig aus dem Indiahafen rudern. Ehe er hinter dem Afrikagehöft verschwand, hob er grüßend die Hand, und Mandus schwenkte die Mütze.

Unterdessen hatte der Kapitän die Meldung des Bootsmannes entgegengenommen und mit strengem Fachmannsblick die drei eben angekommenen Kisten im Proviantraum gemustert. Nur eine davon trug den Stempel der Echtheit.

„Jung!" ließ er nun seinen durchdringenden Bariton über das Deck grollen. „Mach sofort die Kisten auf!"

Schon kam Mandus mit Hammer und Meißel herangesprungen und klopfte mit hurtigen, geschickten Schlägen die Deckel herunter. Der Kapitän stand aufmerksam daneben und erwartete den ersten Fehlschlag. Doch Mandus hatte in seinen Fingern eine ganz natürliche Gewandtheit und tat ihm nicht den Gefallen.

Die sechsmalsechs Flaschen paradierten nun hüllenlos in drei Reihen, und Jonni Kaphengst nickte befriedigt, obschon er keine Gelegenheit gefunden hatte, sein erstes Erziehungsdonnerwetter auf Mandus loszulassen.

„Pack sie wieder ein."

Im Hui wurde der Befehl ausgeführt.

„Soll ich sie wieder zunageln?"

„Nein!" knurrte Jonni Kaphengst und ging zum Angriff über, indem er ihm eine Falle stellte. „Du bist ja gar nicht so dumm!"

„Nein!" bestätigte Mandus lachend. „Das bin ich nicht."

„Halt's Maul, du verdammigter Grünschnabel! Du sperrst deine Luk nur auf, wenn du gefragt wirst! Sonst —!"

Damit rutschte der rechte Daumen aus der Westenklüse, und die dazugehörige Hand stand plötzlich, prall wie ein Bramlaken bei Backstattbrise, hart vor Mandus' linker Wange.

Er zuckte nicht mit der Wimper und blickte dem Kapitän ganz fest in die Augen.

Da spreizte sich der Daumen ganz langsam von der drohenden Handfläche ab und kehrte in das Westenloch zurück.

„Nein!" stieß Mandus heraus, obschon ihm das Herz bis in den Hals hinaufschlug.

„So?" knirschte Jonni funkelnden Blicks. „Es wird sich schon herausstellen, ob du mich jetzt angelogen hast oder nicht. Du scheinst ja ein ganz abgebrühter und durchtriebener Bengel zu sein. Jetzt packst du deine Sachen in die Koje. Dann meldest du dich beim Koch, dem wirst du helfen. Dann bringst du mir das Essen. Punkt zwei Uhr! Keine Sekunde später! Hernach kannst du in die Labsalbe greifen! Greggers wird dir's zeigen!"

Hier drehte er sich um und verschwand breitspurig in der Kajüte.

Der Jung ist schuld.

Greggers, der Bootsmann, empfing Mandus an der Tür des Mannschaftslogis und half ihm die schwere Kiste in den niedrigen Raum schieben, der sich mit der benachbarten Kombüse wie eine windschiefe Bohlenbude an den Fockmast lehnte und für zwölf Fahrensleute Gelegenheit zum Schlafen, Essen und Wohnen bot. In der Mitte stand die Back, die mit der einen schmalen Seite an die Kombüsenwand stieß. Dort vermittelte ein Schiebefenster den schnellen Verkehr mit dem Herde. Als Sitzschemel dienten die verschiedenen Seekisten, die im Verein mit zusammengerollten Bultsäcken, Paketen und Bündeln den Boden bedeckten. Sechs Oberkojen und sechs Unterkojen waren an den Wänden angebracht. Die oberen hatten kreisrunde Fenster, so groß wie Suppenteller, die unteren waren finster wie Kohlenkisten.

Die allerdunkelste war für Mandus bestimmt. Er mußte die Schiebetüren ganz weit aufsperren, wenn er dort etwas erkennen wollte. Greggers verließ den Raum. Nun entrollte Mandus seine Seegrasmatratze, legte Laken, Kissen und Wolldecken zurecht und ging auf weitere Entdeckungen aus.

Über der Back baumelte in einer Öse eine Petroleumlampe, an deren blindem Messighahn drei große, wasserhelle Tropfen hingen. Mit Pingpingvinz fielen sie rasch hintereinander in eine Kaffeetasse, die darunter stand. Ziemlich lange dachte Mandus darüber nach, ob dieses Gefäß nur vom Zufall senkrecht unter die Lampe gesetzt worden war und wohin die Petroleumtropfen fielen, wenn das Schiff auf dem Meere zu wackeln anfing.

Da schreckten ihn lautes, heftiges Kesselgeklapper, Kohlengerassel und verwandte Küchengeräusche auf. Er erinnerte sich der Weisung des Kapitäns und schlich zum Schiebefenster, um das neue Betätigungsfeld auszukundschaften.

Dort machte sich ein eiserner Herd mit sechs Kochstellen breit. Auf der einen zischte ein Wasserkessel. Das Feuer brannte hell und heulte. An den Wänden hingen und stan-

den verschieden geformte Blechbüchsen und Töpfe, ganz genau so wie zu Hause in der mütterlichen Küche, nur daß die Blankheit fehlte. Neben der eisernen Schornsteinröhre saß auf zwei langen Krampen das Salzfaß, das aber nur durch seine eckige Form verriet, daß es aus Holz war, so pechschwarz sah es aus.

Endlich erblickte Mandus auch den Beherrscher dieses Raumes, Hieronymus Butenschön, den Fortunakoch, auch Smutje genannt. Ganz steif und stumm stand er vor einem schmalen Tisch und knetete mit seinen knallroten Händen in einem sanftgelben Teig herum. Die Augen aber hielt er nicht auf den Teig, sondern auf ein Buch geheftet, das auf dem Tellersims in der Höhe seiner Nase aufgestellt war. Krampfhaft zerdrückten seine Finger den weichen Mehlklumpen immer wieder von neuem, krampfhaft auch liefen seine kleinen, schwarzen Äuglein wie zwei hungrige Mäuslein immer wieder die Zeilen entlang.

Was für ein furchtbar spannendes Buch mochte das wohl sein?

Mandus mußte sich wieder einmal den Kopf zerbrechen. Und es fiel ihm auch sofort etwas ein.

Aha! dachte er und freute sich im stillen. Das ist gewiß das Kochbuch! Mutter nimmt's auch immer, wenn sie was Feines zusammenrührt!

Jetzt streckte der Koch auf einmal seine tiefrote, lange, schlangenförmige Zunge heraus, tippte damit auf die untere rechte Ecke des Buches und brachte solcherart das Kunststück fertig, die zu Ende genossene Seite umzublättern, um auf der nächsten weiterlesen zu können.

Mandus stand das Herz vor Bewunderung still. Wie unter einem Bann streckte er die Zunge heraus, um es nachzumachen. Aber da er kein Buch zur Hand hatte, mußte die zweite Hälfte des Versuchs unterbleiben.

Nun entledigte er sich seiner Jacke und begab sich festen Schrittes in die Kombüse.

„Guten Morgen!" begann er neugierig. „Ich soll mich hier melden."

Der Koch nickte nur, fraß die Druckzeilen weiter und ließ sich nicht stören.

„Kann ich was helfen?" forschte Mandus und streifte sich die Hemdärmel hoch.

„Da schäl die Kartoffeln!" befahl der Koch mit seiner heiseren Fistelstimme, die wie eine Kaffeemühle piepste, und wies mit teigtropfigem Daumen auf einen großen Kochtopf, der an Deck stand.

Fängt ja gut an! dachte Mandus und rümpfte die Nase. Das ist ja noch schlimmer als daheim!

„Und dann kannst du Holz spalten!" fuhr der lesende Kombüsenkünstler fort und lag darauf seinen beiden Tätigkeiten mit erhöhtem Eifer ob.

Mandus fügte sich, nahm ein Messer vom Tisch und begann auf die verschrumpften Erdäpfel einzuhauen. Das war für einen angehenden Seemann eine besonders niederträchtige Arbeit! Und dabei wurden die Knollen immer kleiner. Zuletzt machte Mandus fingerdicke Schalen. Dank dieser Übung aber brachte er das unwürdige Geschäft in auffallend kurzer Zeit zu Ende.

Nun war auch der Koch mit dem Teig fertig geworden, ballte ihn zusammen, warf ihn in eine Bratform und stellte ihn aufs Feuer. Das so wunderbar spannende Buch lehnte währenddessen unbenutzt am Tellerstapel.

Mandus hob das Beil, um das erste Holzstück zu spalten, und riß dabei das Buch geschickt vom Sims herunter. Es war dickleibig und purzelte mit Gekrach in den Kohlenkasten. Mandus hob es auf und las den Titel: Bettelsack und Fürstenkrone oder Fluch —.

Hier jedoch kam die Hand des Besitzers über ihn, entriß ihm das flatternde Eigentum und schlug es ihm zweimal derb und wortlos um die Ohren.

Das kann ja heiter werden! haderte Mandus mit dem Schicksal, das er sich selbst geschmiedet hatte, griff zum Beil und ließ es mit Wucht auf den Haublock niedersausen.

Der Koch hatte schon wieder die Nase im Buche.

Den Schmöker muß ich auch einmal in die Finger bekommen! beschloß Mandus im stillen und fiel darauf über die Holzscheite her, daß die Splitter nach allen vier Himmelsrichtungen flogen. Dann schichtete er das zerkleinerte Holz unter dem Herd auf.

Indessen rückte der Uhrzeiger auf eins. Der Koch steckte die Nase immer tiefer in den papiernen Bettelsack hinein, als läge darin eine für ihn bestimmte goldene Fürstenkrone.

Ohne ihn zu stören, hob sich Mandus leise von dannen. Draußen ging nämlich etwas vor. Zwei Männer kamen an Bord und steuerten an Greggers vorbei zur Kapitänskajüte. Der eine war lang und dünn wie ein Gaitau und schritt mit weiten, stelzenartigen Schritten voran, der andere war kurz und zusammengedrückt wie eine Bakentonne und stampfte mit schnellen, zappligen Tritten hinterdrein.

„Die beiden Steuerleute!" erklärte Greggers dem neugierigen Mandus diese sonderbare Doppelerscheinung.

Plötzlich kam ein langgezogener Pfiff von der Kaimauer herüber. Dort standen sechs Fahrensleute in einer Reihe und lärmten.

„Die wollen wohl rüber?" fragte Mandus.

„Die können warten!" brummte Greggers. „Gestern haben sie mich auch über eine Stunde warten lassen. Strafe muß sein!"

Damit zog er ihn rasch hinter das Logis, wo sie von Land aus nicht gesehen werden konnten.

„Wie heißen sie denn?" fragte Mandus leise.

„Vorn, der Dicke, Breite", flüsterte Greggers, „der mit dem langen Bart, das ist Tetje Sappat, der führt immer das große Wort an der Back. Dann kommt Jakob Segger, der hat die Hände in der Tasche. Dann Jan Muus, unser Zimmermann, der schmökt immer. Dann Hugo Pingel, der mit der roten Mütze. Der kann dir fein spielen auf der Harmonika. Der Kleine ist Detlef Bodderbrot, mit den großen Prüntjes und dem kleinen Maul, und der Lange ist Kuno Leek, mit dem großen Maul, mit der Bildung und den sieben Schiffbrüchen. Und da hinten kommt Karsten Kiekbusch angelaufen, der kann einen bösen Happen vertragen."

Währenddessen wuchs der Lärm von drüben stetig. Jetzt schob Greggers den Jungen ins Logis.

„Erst mal nachsehen, was unser Schmerlap gekocht hat!" flüsterte der Alte, stieß das Verbindungsfenster zur Seite, steckte den Kopf hindurch und fragte vorsichtig: „Smutje, was gibt's heute?"

„Beefsteaks!" knurrte der, stand von der Bank auf, steckte Prinzenkrone und Bettelsack mit dem fürchterlichen Fluch in den Brustlatz seiner weiß gewesenen Schürze, von der man ohne Schwierigkeit den Speisezettel der vergangenen Woche ablesen konnte, und begann mit Fleischklopfer und Bratpfanne höllisch zu rumoren.

„Der Junge muß aufbacken! Höchste Zeit!" schrie er plötzlich, nachdem er auf die Uhr geguckt hatte.

Mandus sprang in die Kombüse, belud das Servierbrett auf Kommando mit sechs Emailletellern nebst Zubehör und lief achteraus.

Ein siebenstimmiges Geschrei von der Kaimauer her begrüßte ihn. Pfeilschnell verschwand er in der Kajüte.

Hier thronte Jonni mitten auf dem Sofa. Rechts und links von ihm saßen die beiden Steuerleute auf festgeschraubten Drehstühlen.

Mit geschickten Händen und unter Aufsicht von sechs argwöhnisch geschärften Blicken ordnete Mandus die Gegenstände auf dem Tische. Das alles ging glatt und ohne Stockung vonstatten. Dann empfahl er sich lautlos.

„Ein fixer Junge!" bemerkte Cornelius von Holten, der Zweite Steuermann, ein langer, schlanker Holste aus Blankenese.

„Was?" knurrte Jonni drohend. „Das ist ein ganz gefährlicher Bursche. Dem muß hier an Bord das vierte Gebot beigebracht werden."

„Kiek an!" schmunzelte Cornelius, aber ein wütender Blick aus Jonnis Augen belehrte ihn über den ganzen fürchterlichen Ernst der Angelegenheit.

„Viertes Gebot?" quarrte es aus dem untersetzten Dietrich Dippel heraus, der dem Lüneburgischen entstammte und von Jonni als Erster Steuermann angemustert worden war. „Viertes Gebot? Ist doch nicht zu glauben? So ein grüner Bengel und schon hinter den Mädels her?"

Jonni starrte diesen Katechismushelden an wie der Ochs das neue Stalltor, und Cornelius lachte schadenfroh.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Sophokles.

Skizze von Franz Kaibel-Weimar.

Die drei Söhne des Sophokles traten vor die Obrigkeit und klagten auf Entmündigung ihres Vaters. Der älteste setzte auseinander, daß er — einzig zum Wohl des Staats, wie die hohen Herren wüßten — die Waffenschmiede des Großvaters weiterführe. Dank der vielen Kriege, unberufen, müßte er sie vergrößern. Dazu brauche er das Wohnhaus des Vaters, der ja als alter Mann von einundneunzig mit einer Sterbekammer genug habe. Der Vater wolle das nicht einsehen, was klar auf Geistesschwäche deute. Der zweite Sohn erinnerte an seinen Holzhandel. Eben jetzt könne er die schönen Bäume des Hausgartens glänzend verkaufen. Der Vater gäbe sie nicht, weil er in ihrem Schatten zu dichten gewöhnt sei. Darüber müsse doch jeder vernünftige Mensch lachen. Der Jüngste gab zu Protokoll, daß die Republik Athen in ihrer Verfassung freie Bahn dem Tüchtigen beschlossen habe. Nun weiß die ganze Welt, daß ein junger Mann tüchtiger ist als ein alter. Er hebe zwei Zentner, spränge sieben Meter und dichte auch Dramen. Die würden jedoch nie aufgeführt, weil die Preisrichter erklärten, an einem Sophokles sei es gerade genug. Vor einunddreißig Jahren ist der Vater bereits mit seinem „König Oedipus" durchgefallen, vom „Teukros" und „Philoktet" schamvoll überhaupt zu schweigen. Trotzdem will er nicht abtreten. Der Starrsinn sei nach fachmännischem Urteil typisch für Altersverblödung.

Damals war die Zeit, als der Kulturstaat Athen von Männern der Faust regiert wurde. Kleon, der Gerber, leitete die Justiz- und Familiensachen, weshalb er sich beim Holzhändler leise erkundigte, wieviel er für den Sack Rinde verlangen würde. Nikias, der Soldknecht, vertrat die Kriegsangelegenheiten und fragte mit der Fingersprache den Waffenschmied nach seinem Anteil. Hyperbolos, der Rechtsverdreher der Lampenmacher-Zunft, stand als Oberpriester dem Kultus vor und hatte drei hoffnungslose Tragödien im Kasten. Also luden sie den Bürger Sophokles vor, damit er in eingehender Rede öffentlich seinen Geisteszustand erweisen könnte. Denn gesetzliche Vorschriften beobachteten sie buchstäblich genau, was sie Gerechtigkeit nannten.

Der Marktplatz war voll Menschen. Die Stammtische hatten sich eingefunden und drückten die wenigen trauernden Freunde des Weisen in die Ecken der Wandelhallen. Alles freute sich auf den Spaß. Die Witzbolde hielten ihre Zwischentreffer bereit, die Rowdys ihre Wurfgeschosse und Knüppel. Der alte Dichter betrat die Rednerbühne und sah milde lächelnd auf die grinsende Menge. Er dachte an die Mitkämpfer um den tragischen Kranz: an Aeschylos, der nichts von den Menschen wußte, aber das Göttliche in ihnen traf, an Euripides, der sie zeichnete, wie sie sind, an die eigene Art, sie darzustellen, wie sie sein sollen —. Aeschylos war lange tot. Euripides starb, verbannt und vergessen. Ich selber lebe noch, wie ein Gespenst aus der Zeit, als Athen in strahlende Zukunft sah. Die Menschen des Euripides haben das Göttliche des Aeschylos verloren. Aber der Spiegel des Sophokles ist noch nicht zertrümmert.

Die Menge fing an zu spotten. Die Pause dauerte zu lange. Da zog der Greis eine Rolle aus dem Mantel und begann in der vornehmen, geschulten Art zu lesen, die einst die Menschen gelehrt hatte, daß Kunst veredelte Natur ist. Und er las den Männern von Athen von dem ewigen Schicksal der armen Menschen, die aus rauhem, bösem Augenblick Rauhes und Böses tun, unwissend der Folgen, die sie, ihre Kinder und Enkel eben doch bitter büßend tragen müssen. Er las von der erbarmungslosen Gerechtigkeit der sich Sichergläubenden, die doch nur Eitelkeit und Überhebung ist — — —

Das Raunen und Lachen war eingesickert. Die armen Leute fühlten ihr dunkles, unverständliches Leben erhellt. Auf den Stufen und Geländern lehnten und saßen sie. Die Verehrer des Geistes traten leise näher, und die Vorsteher machten ihnen ehrerbietig Platz. Aus den Schulen und Spielhöfen waren die Knaben und Mädchen herbei geschlichen und lauschten in eng geschmiegten Gruppen um den Fuß der Kanzel. Ihre großen Augen hingen am Munde des Uralten, der ihnen und seinem Volk vom höchsten Menschen erzählte, von jenem, der einsieht, daß er sich opfern muß für alle seine Brüder und Schwestern, um ihnen Mut im Lebenskampf zu machen, sie Größe vor dem Geschick zu lehren, sie von der Heiterkeit auch im schweren Tod und vom großen Verzeihen wissen zu lassen. Das ist die Erlösung, wenn die Völker an solchem Beispiel wieder für ein Jahrtausend lernen, daß der Mensch größer ist als jedes Geschick, wie uns hier das Los des Oedipus auf Kolonos lehrt. —

Blatt für Blatt war aus der Hand des Dichters auf die Marmorplatten herabgeglitten. Niemand wagte daran zu rühren. Jetzt flatterte das letzte. Heilige Stille lag über dem Markt. Das Volk spürte den Gott. Der Dichter sah hochaufgerichtet in die untergehende Sonne. Er strich sich über Stirne und Augen, atmete schwer auf und griff rasch nach dem Herzen . . . er wankte . . . und die zugreifenden Freunde ließen den Toten niedergleiten. Die Jünglinge und Mädchen sanken bebend in die Knie, mit nassen Augen und trotzigen Stirnen. Sie schämten sich ihrer Weichheit und waren doch glücklich darin. Der Gruppenführer aber besann sich auf einen Vers aus einem andern Werk des Verehrungswürdigen. Sie hatten ihn alle einst gelernt, erschüttert und stolz gefühlt:

„Ungeheuer ist viel! Doch nichts
Ungeheurer als der . . ."

es hemmte ihm die Zunge. Er sah die Menschen an, die so ungeheuer sein sollten, und fand sie klein, erbärmlich, arm. Er sah den gequälten, beleidigten Toten an; doch plötzlich verstand er den tiefsten Sinn des Gehörten: Die große Güte der höheren Geistigkeit. Und nun warf er die Arme empor und betete glühend, schön in seiner Erregung:

„Ungeheuer ist viel! Doch nichts
Ungeheurer als der Geist!"

Das junge Geschlecht wiederholte feierlich den Spruch einer neuen Zeit. Dann hoben sie den Entseelten hoch und trugen ihn auf gestählten Armen zum Tempel hinauf.

Vom Hymettosgebirge strich der Vogel des Zeus herüber, der Adler, der dort horstete. Aus seinen Fängen fiel ein Lorbeerreis. Der Abendwind faßte es spielend und legte es ehrfürchtig liebkosend auf die Stirne des Toten.

Die Zeppelinfahrt zu Pfingsten 1909

Von Dr. h. c. A. Colsman.

Aus dem soeben erschienenen Buch eines der ältesten und vertrautesten Mitarbeiter des Grafen Zeppelin, des Begründers des Zeppelin-Konzerns, Dr. h. c. A. Colsman, „Luftschiff voraus! Arbeit und Erleben am Werke Zeppelins". 248 Seiten. Mit 35 Abbildungen. In Leinen gebunden Rmk. 5,75. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

In Friedrichshafen trafen am ersten Tage nur spärliche Nachrichten, meist Berliner Pressemeldungen, ein. Wir erstaunten, als die Nachricht kam, Zeppelin habe Landung in Berlin angekündigt. Als aber weiter gemeldet wurde, daß auf dem Tempelhofer Felde der Empfang vorbereitet werde, daß in Berlin große Begeisterung herrsche und der Kaiser mit allen Spitzen der Behörden das Schiff auf dem Tempelhofer Felde erwarte, da lösten diese Meldungen, obgleich sie eine Programmänderung bedeuteten, bei uns große Freude aus. Dann aber kam die Nachricht, das Luftschiff habe bei Bitterfeld kehrt gemacht und Berlin sei schwer enttäuscht. Diese Enttäuschung wurde dann auch bald durch ein langes, ungnädiges kaiserliches Telegramm bestätigt.

Obgleich wir für das Verhalten Zeppelins keinen Schlüssel hatten, stieg unsere Begeisterung, je mehr sich das Schiff auf der Rückfahrt dem Heimathafen näherte. Die geplante Dauerleistung schien weit über Erwarten gelungen. Die Landung des Schiffs mußte in den ersten Nachmittagsstunden erfolgen. Die Manzeller Halle wurde bekränzt und im „Deutschen Haus" ein festlicher Empfang vorbereitet.

Ich war in gehobener Stimmung im Familienkreise beim Mittagessen, als schreckensbleich der Kunstmaler Zeno Diemer mit der Nachricht hereinstürmte, daß das Luftschiff bei Göppingen gelandet und beschädigt sei. Nach weiteren Meldungen schien die Lage nicht ganz hoffnungslos. Nun begann bei uns ein fieberhaftes Wirken. Das Personal wurde trotz des Pfingsttages zur Beschaffung von Reparaturmaterial mobil gemacht. Jeder, der mein Bureau betrat, erhielt einen Befehl. Als der Stadtschultheiß eintrat, bat ich ihn, die Abfahrt des Schnellzugs um eine halbe Stunde verzögern zu lassen, damit Personal und Material auf

raschestem Wege von Manzell nach Göppingen gelange. Der Schnellzug wartete wirklich; alle Welt stand uns in dieser Zeit hilfreich zur Verfügung und wurde genutzt.

Nachdem in Friedrichshafen alle Anordnungen getroffen waren, fuhr ich mit dem Wagen eines hilfreichen Zeppelin-Verehrers nach Göppingen. Das sofortige Antwort heischende kaiserliche Telegramm brannte in meiner Tasche.

In Göppingen war großes Volksgedränge; zu Tausenden hatten die Pfingstreisenden ihren Weg zum Luftschiff gelenkt. Als wir durch die Menge gedrungen waren und uns überzeugt hatten, daß Reparatur und Rückkehr des Schiffes, wenn das Glück günstig wäre, möglich sei, und nach den Ursachen des Unglücks forschten, hörten wir, daß Dürr infolge von Übermüdung — er hatte drei schlaflose Nächte und die Anstrengungen einer langen Fahrt hinter sich — das Schiff beim Landen gegen einen Baum gefahren hatte.

In der ersten Nacht war über Thüringen wegen mangelnder Orientierung viel Zeit verlorengegangen. Im Kreise fahrend wurde das Morgengrauen abgewartet, um an einer Bahnhofsaufschrift durchs Glas mit Hilfe des Reichskursbuchs den Standort festzustellen. Für die Orientierung des Luftreisenden war in jener Zeit das Reichskursbuch noch ein wichtiges Bordinstrument.

Wegen des auf diese Weise entstandenen Zeitverlustes konnte an eine Ausdehnung der Fahrt bis Berlin nicht mehr gedacht werden. Als dann infolge Gegenwindes auch die Rückfahrt verzögert wurde, sollte bei Göppingen zur Brennstoffaufnahme in der Nähe einer Benzinfabrik gelandet werden.

Dürr, total übermüdet, war nach dem Unglück spornstreichs davongerannt; man munkelte, er habe sich im Walde erhängt. Er war, querfeldeinlaufend, an einer Hecke in Schlaf gesunken; in der Nacht wieder erwacht, hatte er sofort an der Reparatur des Schiffes teilgenommen.

Graf Zeppelin, erkundete ich, schlafe im Hotel „Zu den Aposteln" zu Göppingen. Weil das kaiserliche Telegramm sofortige Antwort verlangte und wichtige Entscheidungen zu treffen waren, glaubte ich, wenn's mir auch grausam schien, den alten Herrn wecken zu müssen. Mich durchfuhr, als ich an die Tür klopfte und keine Antwort erhielt, ein gewaltiger Schrecken. War dem Grafen vielleicht auch ein Unglück zugestoßen, nachdem Dürr sich bereits ein Leid angetan haben sollte? Was war mit Graf Zeppelin?

Mit dem Wirt, der mit mir vergeblich klopfte, überlegte ich, was zu tun sei. In Rücksicht auf die vor dem Hotel wartende Menschenmenge war mit einer Leiter nicht ins Zimmer zu kommen. Wir erwogen bereits, die Türe aufzubrechen, als ich die regelmäßigen Züge gesunden Schnarchens hörte, und mir ein Stein vom Herzen fiel.

Nach nochmaligem energischem Klopfen antwortete ein ärgerliches „Ja — ja". Graf Zeppelin öffnete. Ich bekam keinen Vorwurf wegen des Weckens, im Gegenteil, der alte Herr freute sich, daß ich kam, und als er merkte, daß ich vor Aufregung der Sprache kaum mächtig war, holte er ein Glas und schenkte mir aus einer angebrochenen Sektflasche ein; dann fragte er: „Also, was gibt's?" Ich antwortete, daß ich nicht geweckt hätte, wenn nicht ein ungnädiges Telegramm Sr. Majestät schon länger auf Antwort warte. „So", sagte der alte Herr erstaunt, „was will er denn?" Als ich das Telegramm vorlas, stand Graf Zeppelin vor mir, die Augen mit der Hand bedeckend. Das Telegramm hatte etwa folgenden Inhalt:

„Seit 5 Uhr warte ich mit Ihrer Majestät der Kaiserin und den Prinzen und Prinzessinnen auf dem Tempelhofer Felde auf Eure Exzellenz. Dazu die Spitzen der Behörden und die Mannschaften der Regimenter soundso (es wurde eine große Zahl Regimenter genannt), die unter Verzicht auf ihren Pfingsturlaub herbeigeeilt waren, Euer Exzellenz behilflich zu sein. Warum haben Eure Exzellenz das von Ihnen bestellte Luftschifferbataillon nicht aufbestellt, als die rätselhafte Rückkehr angetreten wurde, die um so rätselhafter erscheinen mußte, als Eure Exzellenz noch kurz zuvor meldeten, daß an Bord alles wohl sei? Eure Exzellenz sind den Berlinern eine eklatante Genugtuung schuldig. Ich ersuche Eure Exzellenz, umgehend hierher zu melden, wann Sie mit dem Luftschiff nach Berlin kommen; da ich am 29. August eine Nordlandreise antrete, darf die Fahrt nicht später stattfinden. Im Kasino des Augustaregiments war eine Bowle bereitet, die wir mit Eurer Exzellenz einzunehmen hofften, im Schloß war Quartier für Sie bereit."

Nach dem Verlesen des Telegramms dachte ich, der alte General würde von der Ungnade seines kaiserlichen Herrn völlig erschüttert sein, aber Zeppelin nahm die Hand von den Augen und sagte erstaunt: „Darauf kann man doch gut antworten." Ich: „Aber warum haben Exzellenz das Luftschifferbataillon bestellt?" Der Graf: „Das ist mir ja gar nicht eingefallen." Ich: „Haben Sie sich in Berlin nicht angemeldet?" Der Graf: „Wir dachten gar nicht daran, wir haben in der Dunkelheit der ersten Nacht viel Zeit verloren und in Rücksicht auf den Benzinvorrat die Rückfahrt angetreten, als es Zeit dazu schien."

In Berlin soll am ersten Pfingsttage die Redaktion des „Berliner Tageblattes" beim Polizeipräsidium um Druckerlaubnis über die Pfingsttage nachgesucht haben, weil Nachricht vorliege, daß Zeppelin gegen 5 Uhr auf dem Tempelhofer Felde zu landen beabsichtige. Diese Nachricht sei von der Polizei nach Potsdam weitergegeben, worauf der Kaiser in größtem Elan nach Berlin gefahren und unterwegs einem Soldaten vom Luftschifferbataillon zugerufen haben soll: „Zeppelin kommt, melden Sie Major Groß, daß er alles zur Landung gut vorbereite!" Auch Pfingstausflüglern hatte der Kaiser freudig erregt zugerufen: „Zeppelin kommt!"

Ich habe nur die Schlußsätze des kaiserlichen Telegramms veröffentlicht, in denen von der Bowle und dem Quartier die Rede war. Der „Kladderadatsch" brachte infolgedessen ein Bild, welches den wartenden Kaiser neben einer großen Bowle bei der einsamen Pappel auf dem Tempelhofer Felde darstellt.

In Göppingen wurden rasche Entschlüsse gefaßt. Nach der Besichtigung des Schiffes fuhr der alte Herr, von mir begleitet, nach Friedrichshafen. In Biberach wurde das Abendessen eingenommen. Um den Tisch des guten Gasthauses, an dem wir dort aßen, bildete sich im Laufe der Jahre ein kleines Zeppelin-Museum.

Beim Luftschiff wurde inzwischen der Motor der vorderen Gondel ausgebaut und die Spitze des Schiffs mit einer Konstruktion aus Holzlatten und Trägern verschlossen.

Zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichtes mußte sich Steuermann Lau, der gewichtigste, während der Fahrt im Laufgang des Luftschiffs hin und her bewegen. Bei uns war später nicht mehr von einem Laufgewicht, sondern nur noch vom „Lau-Gewicht" die Rede. Die Rückfahrt wurde erst in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni angetreten; sie glückte bei leichtem Südwest. Das spitzenlose einmotorige Luftschiff, der spätere Z II, traf in der Frühe des Morgens in der noch festlich geschmückten Manzeller Halle ein.

Wir haben diese Rückfahrt selbstverständlich als vollen Erfolg für das starre System ausgewertet; es war bewiesen, daß starre Luftschiffe auf freiem Feld repariert werden und nach starker Havarie noch fahrbar sein können. Von dem, was sich bei etwas stärkerem Winde ereignet hätte, haben wir natürlich nicht gesprochen. Ohne Glück kann kein Werk gedeihen!

Auf das Kriegsministerium in Berlin wirkte auch dieser Erfolg nicht, selbst der bald darauf in Berlin abgestattete Luftschiffbesuch führte keine Änderung der Stellungnahme dieser Behörde herbei; woraus ich aber den Herren heute keinen Vorwurf mehr machen möchte.



Lustige Ecke



* **Höflicher geht es nicht.** König Ludwig der Achtzehnte von Frankreich befaßte sich mit allerlei Wissenschaften, besonders interessierte er sich für die Chemie. Er ließ einmal einen bekannten Professor kommen und sprach den Wunsch aus, unter dessen Assistenz einige Experimente zu machen. Schnell wurde ein kleines Laboratorium eingerichtet. Der König setzte sich, der Professor bereitete den Versuch vor und sagte: „Majestät, diese beiden Stoffe, die ich jetzt in die Retorte werfe, werden die Ehre haben, sich vor Eurer Majestät zu verbinden."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.